

Erfahrungsbericht Vanderbilt University WS 22/23

M.A. Philosophie

Ich habe das Wintersemester 22/23 im Rahmen des Direktaustauschprogramms der Freien Universität an der Vanderbilt University in Nashville, Tennessee verbracht und dort Philosophie studiert. Im Folgenden berichte ich über meine Erfahrungen.

Vorab

Zwischen dem Zeitpunkt der Aufnahme in das Stipendienprogramm im Dezember 21 und der Reise in die USA Mitte August 22 standen kontinuierlich neue organisatorische Aufgaben an. Das kann einen schon nervös machen. Es ist gar nicht die schiere Menge an Aufgaben; aber viele der organisatorischen Schritte benötigen mehrere Iterationen, und man ist auf die Kooperation verschiedener in- und ausländischer Institutionen angewiesen, von denen nicht alle in dem Tempo arbeiten, das man sich wünschen würde. Vorweg aber Entwarnung: die Aufgaben fallen sukzessive an, sodass man nie von einer Aufgabenflut überrollt wird. Außerdem ist sogar in dem Fall, dass die Organisation nicht ideal verläuft, genug Zeit, um bei der Abreise alles in trockenen Tüchern zu haben.

Die Organisation beginnt unmittelbar nach der Aufnahme in das Programm mit der Beantragung eines Reisepasses (ich hatte jedenfalls zu diesem Zeitpunkt noch keinen). Im Januar steht außerdem eine formale Bewerbung an der Vanderbilt University an: neben den Referenzschreiben, die ich bereits für die Bewerbung für das Austauschprogramm an der FU eingeholt hatte, beinhaltet diese ein Motivationsschreiben in englischer Sprache und—zumindest für geisteswissenschaftliche Fächer—eine 10- bis 15-seitige Schreibprobe. Glücklicherweise hatte ich in meinem Bachelorstudium eine Hausarbeit auf Englisch geschrieben, sodass ich keine neue Schreibprobe anfertigen musste. Die Vanderbilt University lässt sich dann einige Wochen bis Monate Zeit, bis sie Rückmeldung zu der Bewerbung gibt. Stipendiaten des Direktaustauschprogramms werden meines Wissens nach immer aufgenommen (ich würde allerdings nicht das Risiko eingehen wollen, eine völlig lieblose Bewerbung einzureichen). Meine Bewerbung wurde aufgrund eines administrativen Fehlers auf Seiten der Vanderbilt University im ersten Anlauf abgelehnt—ein kurzer Schock, der sich allerdings nach Kontaktaufnahme mit Frau Simon vom International Office der FU sofort gelegt hat: sie hat der Programmleiterin in Amerika geschrieben, und 10 Tage später traf meine offizielle Zusage ein. Der nächste organisatorische Meilenstein ist die Beantragung eines Visums. Damit kann es leider erst nach der Zusage durch amerikanische Universität losgehen. Denn diese muss ein so genanntes DS-2019-Zertifikat ausstellen, erst dann kann die Visumsbeantragung starten. Austauschstudenten beantragen ein J1-Visum. Wenn das DS-2019-Zertifikat postalisch eingetroffen ist (wieder mehrere Wochen Wartezeit), kann der Prozess starten. Ich gehe hier nicht in die Details, der Antragsprozess ist allerdings recht aufwendig: man muss ein weiteres Formular ausfüllen (DS-160), Antragsgebühren bezahlen, SEVIS-Gebühren bezahlen und zu einem im Vorfeld vereinbarten Termin in der amerikanischen Botschaft vorstellig werden. Bis ich so weit war, wurde es in Berlin schon Sommer. Meinen Termin in der Botschaft hatte ich Mitte Juli. Diese Termine sind rar und haben lange Wartezeiten; aber auch hier gibt es keinen Grund zur Panik: für den Fall, dass bis zum Zeitpunkt der Abreise keine Termine frei sind, kann man verhältnismäßig unkompliziert einen Notfalltermin bei der Botschaft beantragen (zur Terminbeantragung wird man nach dem Ausfüllen des DS-160-Formulars automatisch weitergeleitet). Ab Juni 22 war ich außerdem auf Wohnungssuche. Das ist wahrscheinlich die nervenaufreibendste Etappe des Organisationsprozesses, weil von dem Erfolg dieser Suche so konkret das Leben in den USA abhängt. Die Wohnungssuche läuft entweder über

kommerzielle Anbieter oder craigslist (ein WG-gesucht-Pendant mit einer Weboberfläche aus den 2000ern). Beides hat Vor- und Nachteile. Ich habe mich schlussendlich für einen kommerziellen Anbieter entschieden (Music City Condos), weil ich keine Nerven für WG-Castings und unbeantwortete Bewerbungsschreiben mehr hatte. Die Unterkunft war ein Einfamilienhaus in guter Lage mit insgesamt vier Bewohnern. Der Anbieter ist auf Internationals spezialisiert. Das bedeutet insbesondere, dass er Mietverträge für kurze Mietdauern anbietet—in den USA eher eine Seltenheit und einer der Gründe für meinen Zuschlag. Das Zusammenleben (neben mir lebte ein amerikanischer Musiker als einziger Langzeitmieter, und abwechselnd ausländische Studenten und Universitätspersonal in dem Haus) war relativ anonym, aber freundlich. Vor mir haben schon andere Stipendiaten des Direktaustauschprogramms in diesem Haus gewohnt. Deren Erfahrungen waren gemischt (siehe Erfahrungsberichte). Das lag daran, dass ihre Mitbewohner sich wohl häufig nicht für Zustand und Sauberkeit der Wohnräume verantwortlich gefühlt haben. In meinem Fall ging es (gerade so)—man muss wohl Glück haben und hier und da selber Verantwortung übernehmen und zum Staubsauger greifen, auch wenn das sonst niemand tut. Die Kosten für das Zimmer betragen 1400\$ im Monat. Nashville hat über die letzten fünf Jahre einen Immobilienboom erlebt, und solche Preise sind bei weitem keine Seltenheit. Mit dem Stipendium war das zu stemmen—über craigslist hätte man allerdings mit Glück deutlich günstiger Wohnraum finden können (800-1200\$).

Dann ist da noch der Flug, den ich auch schon Ende Mai gebucht habe. Es lohnt sich, direkt einen Return-Flug zu buchen (die Preise für diese Flüge sind deutlich niedriger als für One-Way-Flüge). Außerdem habe ich eine Reiseversicherung abgeschlossen. Das hat sich ausgezahlt, denn ich musste meine Anreise krankheitsbedingt um zehn Tage verschieben.

Eine Auslandsrankenversicherung habe ich nicht abgeschlossen. Die Vanderbilt University stellt eine amerikanische Krankenversicherung. Diese kommt nicht für Augen, Zähne und Psyche auf—für diejenigen, die ihre Krankheitsrisiken diesbezüglich nicht gut einschätzen können, lohnt sich also wahrscheinlich eine extra Versicherung.

Last but not least: Zahlungsmittel. Ein amerikanisches Konto ist notwendig, um den Scheck, mittels dessen die Vanderbilt University das Lebenskostenstipendium auszahlt, einzulösen; dieses kann man allerdings erst vor Ort eröffnen. Für die ersten Tage und erste Mietzahlungen empfiehlt sich ein Multiwährungskonto (bspw. Wise), mindestens aber eine Kreditkarte.

Vorort

...geht es mit dem Organisieren dann noch ein bisschen weiter. Die Kurswahl steht an; die Kontoeröffnung auch (Empfehlung: Bank of America); der International Student Service der Vanderbilt University verlangt, dass man das ein oder andere Online-Modul absolviert; nach ein paar Wochen wird man dazu aufgefordert, sich im GLACIER, dem Steuersystem der Universität, zu registrieren; um später (in meinem Fall hoffentlich im April 23) Steuerrückzahlungen zu erhalten, muss man eine SSN beantragen—vor Ort, in der kommunalen Finanzbehörde (das GLACIER empfiehlt alternativ, eine ITIN zu beantragen. Der Antragsprozess für die ITIN hat sich allerdings als deutlich aufwendiger als der für die SSN herausgestellt). Das klingt vielleicht alles etwas happig—im Vergleich zu der bereits geleisteten Organisationsarbeit ist es allerdings ein Kinderspiel.

Mein Leben in Nashville hat sich fast ausschließlich zwischen drei Orten abgespielt: meinem Stammcafé, meiner Stammkneipe und—vor allem—der Universität (ich bin ein eher gewohnheitsmäßiger Mensch). Während Café und Kneipe optional sind, sollte man sich darauf einstellen, einen Großteil der Zeit an der Uni zu verbringen. Als Master-Direktaustauschstipendiat studiert man an der Vanderbilt University im PhD-Programm mit—und das ist ziemlich anspruchsvoll. Ich habe drei Kurse à 150 Minuten belegt, außerdem ein

Kolloquium. Damit galt ich als Vollzeit-Student. Das Lesepensum für die Kurse ist relativ hoch; 50-100 Seiten pro Woche pro Kurs sind in der Philosophie keine Seltenheit. In jedem Kurs fallen ein bis zwei benotete Paper als Abschlussleistung an; Gesamtvolumen pro Kurs ca. 5000-8000 Wörter. Die Paper schreibt man während des Semesters und ich rate stark dazu, rechtzeitig anzufangen; ich habe ab der zweiten Septemberwoche eigentlich kontinuierlich an irgendeinem Aufsatz gearbeitet (ich schreibe aber auch relativ langsam). Unter dem Semester ist Stress fast nicht zu vermeiden; es sind aber alle gestresst, und somit ist man mit dem Stress immerhin nicht allein.

Im Schreibprozess werden Philosophiestudenten an der Vanderbilt University intensiv betreut. Für jedes meiner Paper hatte ich ein bis zwei Besprechungen mit meinen jeweiligen Professoren. Meistens fanden diese Besprechungen im Vorfeld des Schreibens statt und dienten der Präzisierung des Themas und der Literaturempfehlung. Drei meiner vier Paper habe ich ausführlich kommentiert zurückbekommen. Außerdem profitiert man an der Vanderbilt University von der guten Lerninfrastruktur. Die ganze Uni ist an einem Campus angesiedelt—der Hauptcampus erstreckt sich um einen schönen botanischen Garten—und die allermeisten Studenten wohnen so, dass sie ihn zu Fuß erreichen können. Somit findet ein Großteil des akademischen Lebens auf dem Campus statt: zum Arbeiten trifft man sich in der Bibliothek oder dem Graduate Center; kleine Pausen legt man in einem der beiden Campuscafés oder einfach auf dem schönen Campus ein; da es in Nashville bis Ende Oktober ca. 30 Grad warm ist, kann man gut draußen sitzen.

Neben den akademischen Strukturen hat vor allem der Kontakt mit meinen Kommilitonen zu der Qualität meiner Erfahrung beigetragen. Jedes Jahr werden drei Studenten in das Philosophie-PhD-Programm aufgenommen (diese Zahl soll über die nächsten Jahre auf fünf angehoben werden). Das macht insgesamt 15 PhD-Studenten, die zeitgleich im PhD-Programm studieren. Ich hatte in erster Linie mit den first years zu tun, da diese gleichzeitig mit mir neu in Nashville ankamen. Diese habe ich in den Einführungstreffen für das PhD-Programm kennengelernt, die zwar für Austauschstudenten de facto irrelevant sind, die ich aber aus sozialen Gründen empfehlen würde zu besuchen. Ich habe mich dann auch mit den first years bezüglich der Kurswahl abgesprochen (es werden pro Semester nur drei bis fünf Graduate-Kurse angeboten).

Meine Kommilitonen haben mich auch in meine spätere Stammkneipe, die Villager-Tavern im Hillsboro Village, eingeführt. Montags findet dort regelmäßig eine Jazz-Jam-Session statt, bei der ein Kommilitone Saxophon gespielt hat. Nashville ist—wie allseits bekannt—eine Musikmetropole. Ursprünglich vor allem für Country-Musik renommiert, tummeln sich heutzutage Musiker aller Genres in Nashville und sorgen für eine lebendige Musikszene. Neben den Jazzabenden in der Villager-Tavern war ich zweimal in der Brooklyn-Bowl für die Konzerte meiner Lieblingsbands. Ein Großteil der Musik in Nashville ist immer noch Country. Auf dem Broadway drängt sich ein Country-Club (die in den Südstaaten „Honkytonks“ heißen) an den nächsten. Am Wochenende schallt aus jedem dieser Clubs Schlagzeuglärm, und ganze Schwärme amerikanischer Touristen in Cowboy-Hüten und -Stiefeln schieben sich—stark alkoholisiert—von einem Etablissement in das nächste. Die Atmosphäre wird abgerundet durch musikanimierte Barfahrräder und Coupé-Partybusse, die den Broadway im Schleichtempo passieren und von genervten Pendlern angehupt werden. Der Broadway ist also für jeden Besucher eine existenzielle Erfahrung.

Neben der Jam-Session findet in der Villager-Tavern mittwochs eine Schachrunde statt, die ich regelmäßig besucht habe, und die meinen zweiten sozialen Anker dargestellt hat. Auch unabhängig von Veranstaltungen ist die Villager-Tavern einen Besuch wert. Sie ist eine urige, echt amerikanische Kneipe: das Bier ist günstig, es gibt eine Jukebox, im hinteren Teil der Bar wird Darts gespielt, und es gibt warme Küche nach New Orleanser Art, insbesondere Gumbo (eine sämige Suppe mit Reis). Setzt man sich an die Bar, kommt man innerhalb kürzester Zeit in Kontakt

mit anderen (Stamm-)gästen (der Erstkontakt mit Amerikanern ist allgemein unkompliziert). Also konnte ich auch manchmal alleine in die Kneipe gehen, ohne alleine dort zu bleiben.

Meine Beschränkung auf die genannten drei Stammetablisements (das Café: Three Brothers Coffee auf der Westend Avenue (guter Kaffee!)) war nicht allein meiner Gewohnheitsmäßigkeit, sondern gewissermaßen auch „der Not“ geschuldet. Als Nichtautofahrer (ich habe einen Führerschein, hatte aber in den USA kein Auto) kommt man in Nashville nicht sehr weit. Es gibt eine Hand voll Busse, mit denen ich sonntags—meinem freien Tag—in der Regel die Westend Avenue (eine der Hauptverkehrsadern Nashvilles, die vom Westen der Stadt ins Zentrum führt) auf und ab gefahren bin. Meine Ausflugsziele lagen also meistens entlang der Westend Avenue. Neben den Fast-Food-Restaurants sind die Busse die tragischen Orte Nashvilles, denn sie sind mobile soziale Brennpunkte: an diesen Orten sieht man die Nachwirkungen von einigen Jahrhunderten Rassensegregation, und außerdem die sozialen Gräben zwischen arm und reich, die mir in den USA tiefer zu laufen scheinen als in Deutschland (unter anderem aufgrund des schwachen Sozialsystems). Jeder, der es sich leisten kann, fährt Auto, und vorzugsweise Truck. Die ganze Stadt ist auf Autoverkehr ausgelegt: weitläufig, keine Fahrradwege, spärliche Fußwege. Starbucks-Cafés haben einen Drive-through. Meine Stammetablisements konnte ich alle innerhalb von 20 Minuten zu Fuß erreichen.

Während des Wintersemesters gibt es an der Vanderbilt University zwei kleinere Ferienzeiten. Die Fall Break (ein verlängertes Wochenende) und die Thanksgiving Break. Diese Zeiten bieten sich für einen größeren Ausflug an. Eine meiner Kommilitoninnen hatte mich über Thanksgiving zu ihrer Familie nach Boston eingeladen (solche Einladungen vergeben Amerikaner meiner Erfahrung nach relativ „leichtfertig“, aber ernst gemeint). Hätte ich nicht ärgerlicherweise meinen Flug verpasst, hätte ich zu diesem Anlass also ein bisschen was von Amerika gesehen. Stattdessen habe ich nach dem Semesterende (Vorlesungsschluss war in der zweiten Dezemberwoche) eine Woche in New York, genauer Brooklyn verbracht. Dort konnte ich in der Wohnung der Eltern eines Kommilitonen, die im Urlaub waren, bleiben. Mein Kommilitone, der Jazz-Saxophonist, ist nach drei Tagen dazu gestoßen, und hat mir die Jazzszene New Yorks erschlossen. Die Woche New York war ein gelungener Abschluss für ein arbeitsintensives, durch und durch bereicherndes Auslandssemester in den USA.